

Zur Dynamik der Diaspora Ein historischer Blick auf das Ringen der katholischen Kirche um ihre Identität in Mitteldeutschland

Gerade angesichts aktueller Transformationserfahrungen innerhalb der Kirche als auch der Gesellschaft bietet der Katholizismus in den Neuen Bundesländern einen wertvollen Erfahrungshorizont. Denn im Mittelpunkt der dortigen gläubigen Gemeinschaft stand seit Beginn des konfessionellen Zeitalters das Ringen um die Identität als Minderheit und die Deutung als missionarische Zeuggemeinschaft. Am Beispiel des Bistums Dresden-Meißen lässt sich dies beispielhaft aufzeigen. Diese Diözese blickt einerseits auf eine lange Tradition und andererseits auf eine junge Prägung zurück. Zugleich wird an ihr deutlich, wie die Dreierkonstellation von Migrations-, Minderheiten- und Missionserfahrung gegenseitige Wechselwirkungen erzeugte, die neue Identitäten herausbildete.

Der heute in Sachsen vorzufindende Katholizismus hat sich weitgehend in den letzten zwei Jahrhunderten herausgebildet, denn das alte Bistum, 968 von Kaiser Otto I. errichtet, erfuhr aufgrund der Reformation einen markanten Einschnitt: Nur kleine Gebiete wie Teile der sorbischen Lausitz blieben katholisch. Der in dieser Region heute erlebbare Katholizismus ist eng mit der sorbischen Kultur verbunden. In den übrigen Teilen des Landes war der Katholizismus infolge der Reformation weitgehend vernichtet.

Indem der Protestantismus seit der Reformation auf dem Gebiet des Bistums Meißen ein deutliches Übergewicht gewann, bestimmte er die Konfessionsstruktur des Landes. Noch im 17. Jahrhundert galt Kursachsen als ein konfessionell homogenes Territorium, das von einer frühen Konfessionalisierung sowie einer streng bewachten lutherischen Orthodoxie geprägt war, sodass die Zahl der Andersgläubigen zu diesem Zeitpunkt verschwindend gering war. Erst mit der Konversion Augusts des Starken 1697 breitete sich eine katholische Seelsorge wieder aus. Infolge des Konfessionswechsels des Herrschers bildete sich am sächsischen Hof eine eigene Konfessionsstruktur heraus, die dem Katholizismus mehr Entfaltungsmöglichkeiten einräumte, aber auf den Hof beschränkt blieb.

In den darauffolgenden Jahrzehnten entwickelte sich zunehmend vom königlichen Hof ausgehend rund um Dresden wieder eine öffentlich sichtbare katholische Seelsorge. Aufgrund der weiterhin bestehenden deutlichen Minderheitensituation wäre es jedoch vermessen, von einer flächendeckenden Pastoral in Sachsen im 18. Jahrhundert zu sprechen. Bis 1845 nahmen vor allem die Jesuiten trotz ihrer Auflösung im Jahr 1773 die Seelsorge am sächsischen Hof wahr. Die sich weitgehend auf den königlichen Hof beschränkende katholische Glaubenspraxis sowie deren Reflexion zu Beginn des 19. Jahrhunderts prägte ein „liberaler“ Katholizismus, welcher das Erbe der „katholischen Aufklärung“ in sich trug. Noch im Jahr 1843 waren von den 1.757.800 Einwohnern des Königreichs Sachsen lediglich 30.375 Katholiken, was einem Anteil von 1,73 Prozent der Bevölkerung entsprach. Sie lebten in einer Diaspora.

Der sächsische Staat sah sich weiterhin lutherischen Traditionen verbunden, sodass einer Gleichstellung der katholischen Minderheiten an verschiedenen

Stellen Grenzen gesetzt waren. Obwohl also die staatliche Gleichbehandlung der Konfessionen grundlegendes Prinzip der Kirchenpolitik des sächsischen Staates war, blieb die praktische Umsetzung hinter diesem Anspruch deutlich zurück.

DIE INDUSTRIALISIERUNG BRINGT DEN KATHOLIZISMUS

Im 19. Jahrhundert kam es zu einem Wiedererstarken des Katholizismus in Sachsen, das nicht in erster Linie vom Königshof ausging. Ursache dieser Entwicklung war die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnende Industrialisierung. Der Arbeitskräftemangel im vom Aufschwung geprägten Sachsen förderte die Zuwanderung der Industriearbeiter aus katholischen Teilen Schlesiens, dem Rheinland und dem Sudetenland, wodurch in den industriellen Ballungsgebieten Sachsens neue katholische Pfarreien entstanden. Der Katholizismus des Landes blieb entsprechend weiterhin eine Konfession der Städte, dehnte sich nun von Leipzig, Dresden und Bautzen auch auf die südwestsächsische Region aus und setzte sich entsprechend dem Arbeitskräftebedarf der Industrie vor allem aus sozial schwächer gestellten Fabrik- und Landarbeitern zusammen. Die zunächst vereinzelt neu gegründeten Gemeinden wuchsen aufgrund der zentralen Position Sachsens während der Industrialisierung und dem damit verbundenen Bevölkerungswachstum zunehmend an, blieben aber im Verhältnis zur übrigen Gesellschaft weiterhin in einer spürbaren Diasporasituation, die sich nun aber vom sächsischen Hof hin in die Industriezentren verschob.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs stellte die Gruppe der durch die Industrialisierung angezogenen Menschen die Mehrheit der Katholiken in Sachsen und ergänzte jene Gruppe der Katholiken am Sächsischen Hof sowie im Siedlungsgebiet der Lausitz. Mit der Reichsgründung im Jahr 1871 wurde zudem eine reichsweite Versetzung von Beamten möglich, was zum weiteren Anstieg der Katholikenzahl in Sachsen führte. Außerdem lockten die aufstrebenden Metropolen des Landes mit ihren Forschungsinstituten, Hochschulen und zahlreichen Möglichkeiten unternehmerischer Expansion weitere höhere Beamte, Akademiker, Forscher und freie Unternehmer aus den katholisch geprägten Regionen des Deutschen Reiches an. Allein in Leipzig stammten im Jahr 1885 nur knapp 20 Prozent der katholischen Bevölkerung aus Sachsen, während die übrigen Katholiken Zuwanderer aus anderen Teilen des Deutschen Reiches und dem Königreich Österreich-Ungarn waren. Damit gewann in Sachsen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar der Katholizismus – in bescheidenen Umfang – an Bedeutung, jedoch zeigte er sich in seiner Zusammensetzung als außerordentlich plural. Die Katholiken brachten ihre verschiedenen religiösen und kulturellen Erfahrungshorizonte aus den Herkunftsgebieten in die sich neu konstituierenden Gemeinden in Sachsen ein. Der ebenfalls zu weiten Teilen aus anderen Gebieten des Reiches stammende Klerus verstärkte diesen Prozess noch. Der Katholizismus war damit herausgefordert, nach dem reformatorisch bedingten Traditionsabbruch eine neue Identität herauszubilden, die zunächst nicht einem einheitlichen religiös-kulturellen Erfahrungshorizont entspringen konnte.

Da die Mehrheit der Arbeitsmigranten ihnen aus ihrer alten Heimat bekannte Traditionen in ihre neue Lebensumgebung transferierte und mehrheitlich aus der sozialen Unterschicht stammte, blieb sie eine durch Herkunft und Konfession nur schwer in die heimische, reformatorisch geprägte Bevölkerung integrierbare Gruppe. „Eine katholische Gemeinde, die zu einem beträchtlichen Teil aus ausländischen Arbeitern bestand, hob sich in dreifacher Hinsicht von der Mehrheit ab: konfessionell, soziostrukturell und sprachlich bzw. national.“¹ Demgegenüber stand eine mehrheitlich protestantisch geprägte sächsische Bevölkerung, die weiterhin teils distanziert, teils gar polemisch ablehnend dem Katholizismus seit der Konversion von Friedrich August I. in Sachsen gegenüberstand. Der Katholizismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellte also bereits eine sozial nach außen abgeschlossene Gemeinschaft dar, die außerdem im Inneren von verschiedenen kulturellen und religiösen Traditionen geprägt war. Dies führte einerseits inmitten der extremen Minderheitenerfahrung zu einem verstärkten Zusammengehörigkeitsgefühl und förderte andererseits aufgrund der verschiedenen Erfahrungshorizonte innere Spannungen.

DIE MANIFESTATION EINER STABILEN MINDERHEIT

In den ersten Jahrzehnten des anbrechenden 20. Jahrhunderts fanden die neu zugezogenen Katholiken in Sachsen eine dauerhafte Heimat. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs entwickelte sich dadurch eine zwar sehr kleine, aber stabile katholische Minderheit innerhalb der sächsischen Gesellschaft, die bereits in den Pfarreien verwurzelt war. Bis zu Beginn der 1920er Jahre lebten in Sachsen etwa 225.000 Katholiken, was einem Anteil von circa vier Prozent an der sächsischen Gesamtgesellschaft entsprach.² Birgit Mitzscherlich weist darauf hin, dass schon während der Weimarer Republik, als bereits die zweite oder dritte Generation der katholischen Einwanderer in Sachsen lebte, sich eine milieuähnliche Struktur entwickelte, die aber durch spezifische Eigenheiten – vornehmlich die der Diaspora – geprägt war. Die ansatzweise Errichtung einer katholischen Lebenswelt, die in der Forschung rückblickend als katholisches Milieu bezeichnet wird, geschah vor allem in den Großstädten Sachsens und der Südlausitz, also da, wo viele Katholiken innerhalb eines kleinen Sozialraums zusammenlebten. „Katholiken, denen eine solche Form wichtig war, unterlagen dabei offenbar mehr als anderswo der Versuchung, sich in die katholische Binnenwelt zurückzuziehen, zumal diese nicht aus sich selbst heraus in die Umwelt hineinwirkte.“³ Solange die Grenzen dieser Binnenwelt den Dorf- bzw. Stadtgrenzen entsprachen, wie es in der Südlausitz eben der Fall war, realisierte sich ein im Alltag verankertes Glaubensleben, das andererseits innerhalb der Grenzen auch erwartet wurde. Zugleich blieben jene Katholiken, die sich zwar zu Gruppen innerhalb einer Stadt zusammenfinden konnten, im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung eine deutliche Minderheit. Damit blieben die Katholiken wie schon in den vorangegangenen Jahrhunderten weiterhin in einer „Außenseiterstellung [...] in der sächsischen Gesellschaft, sowohl wirtschaftlich, konfessionell als auch von ihrer landsmannschaftlichen Abstammung her.“⁴

Wie in allen Teilen Deutschlands entstand während des Nationalsozialismus nicht nur ein Kampf um die Deutungshoheit des Welt- und Menschenbildes, sondern es wurden auch die kirchlichen Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Trotzdem gelang es dem NS-Regime in Sachsen nicht, sich aller Formen kirchlicher Sozialisation in der Diaspora zu bemächtigen. Die Pfarreien blieben Hort kirchlicher Gemeinschaft sowie der Weitergabe des Glaubens. Sie wurden zum zentralen Ort der Nichtanpassung. Die katholische Kirche in Sachsen intensivierte unter der Diktatur die kirchliche Kernaufgabe der Seelsorge, während sie nach außen durch Anpassung möglichst unauffällig zu agieren versuchte.

DIE HERAUSFORDERUNG VON FLUCHT UND VERTREIBUNG

Diese Situation änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg. Nachdem die mitteleuropäischen Diözesen einen ersten Zustrom von Katholiken in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs erlebten, als Kinder und Familien unter anderem in den ländlichen Regionen Sachsens Schutz vor den Luftangriffen auf die westdeutschen Städte suchten, erreichte mit dem nahenden Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Heranrücken der Roten Armee der Flüchtlingsstrom aus dem Osten des Reichs Mitteldeutschland, was zu einem deutlichen Anstieg der Katholikenzahlen führte. Im Anschluss daran änderte sich die Situation mit der durch das Kriegsende einsetzenden Flucht und Vertreibung dramatisch. Denn mit der auf den Konferenzen in Teheran, Jalta und Potsdam beschlossenen Neuordnung Europas ging auch die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Ostmitteleuropa einher. Im Jahr 1949 besaß jede fünfte in Sachsen lebende Person eine Flucht- oder Vertreibungserfahrung. Etwa 30 Prozent der in Sachsen ankommenden Vertriebenen bekannten sich zur katholischen Konfession. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung stieg dadurch an und erreichte mit 8,4 Prozent im Jahr 1949 seinen Höhepunkt. In absoluten Zahlen bedeutete dies eine Zunahme von Katholiken in Sachsen um 250.000 auf rund 480.000 innerhalb weniger Jahre. Aufgrund der defizitären Arbeits- und Wohnraumsituation wurden die Vertriebenen nicht nur in den Städten, sondern auch in ländlichen Regionen angesiedelt. Entsprechend veränderte sich auch der Ort des Katholizismus in Sachsen, weil er nun auch in ländlichen Gebieten mit weiten Distanzen zu finden war.

Scheinbar über Nacht entwickelte der Katholizismus dort eine neue Lebendigkeit, die seit der Reformation im 16. Jahrhundert verloren gegangen war. Zudem erhielt er in der gesellschaftlichen Wahrnehmung eine größere Öffentlichkeit, die aber in dem weiterhin protestantisch geprägten Land ebenso Vorurteile reaktivierte, die zu Benachteiligungen aufgrund des Herkunfts- und Religionsstatus führten. Indem die DDR-Regierung eine rasche und stille Assimilation durch eine Eingliederung in den Arbeitsmarkt, die Versorgung mit Wohnraum und materiellen Bedarfsgütern anstrebte⁵, übergang sie ethnische, ethische wie auch religiöse und ökonomische Differenzen sowie Kleidungs- und Sprachunterschiede. Für die damit aus der Öffentlichkeit zurückgedrängte existentielle Erfahrung von Flucht und Vertreibung bildeten die

Kirchen in der SBZ jenen Ort, an dem Vertriebene mit einem ähnlichen Erfahrungshorizont als Gemeinschaft ihr Schicksal und die daraus erwachsenen Folgen im weitgehend geschützten Raum austauschen konnten. Zugleich entstand auch eine veränderte Situation der Diaspora, die sich mit zahlreichen Herausforderungen verband. Ähnlich wie bereits im 19. Jahrhundert erreichten Katholiken einen zumindest in den Städten bestehenden Katholizismus, der sich in seiner Kultausübung und prägenden Elementen von der den ankommenden Katholiken gewohnten Form unterschied. Viele von ihnen waren einem dem katholischen Milieu eigentümlichen Volkskatholizismus gewohnt, der sich etwa durch Wallfahrten, prunkvolle Prozessionen und barockes Liedgut äußerte. Umso schmerzlicher war es auch für diese Gruppe der vertriebenen Katholiken, als sie im Mutterland der Reformation all diese Bestandteile – wenn überhaupt – nur noch in rudimentärer Ausformung vorfanden. Dies war nur eine Dimension einer Diaspora, die den sächsischen Katholizismus auch nach dem Ankommen der Vertriebenen prägte. Man befand sich nicht nur weiterhin in einer konfessionellen Minderheit, sondern auch in einer gesellschaftlichen, weltanschaulichen und kulturellen. Die großen Distanzen zwischen den auf dem Land verstreut lebenden Katholiken förderte neben dem wahrnehmbaren „Anderssein“ auch die Vereinzelung. Um die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nicht benötigte Seelsorge der Katholiken in den ländlichen Regionen zu gewährleisten, wurden Seelsorgeeinheiten und später Pfarreien gegründet. Fast überall bildeten die Flüchtlinge und Vertriebenen in den Pfarreien die Majorität, sodass zu Recht von einem Wandel des Katholizismus hin zu einer Flüchtlingskirche gesprochen werden kann. Hierbei nahmen die – vielfach neu gegründeten – Gemeinden eine zentrale Rolle ein. Weil das SED-Regime versuchte, die Kirchen auf den Bereich der Kultausübung zu beschränken und ihnen gesellschaftlich keine tragende Funktion zubilligte, war eine in die Öffentlichkeit hineinwirkende Verbindung von Gemeinde, Vereinen und von der Kirche getragenen Bildungs- und Caritaseinrichtungen wie vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten – wenn auch im geringen Maß – in Sachsen gewohnt, nicht möglich. Entsprechend manifestierten sich die Gemeinden als jener zentrale Ort kirchlicher Beheimatung. Dort geschahen nicht nur karitative Maßnahmen zur Milderung menschlicher Nöte und eine Stärkung der Unglücklichen, sondern vor allem eine assimilative Pastoral, die den geflüchteten und vertriebenen Katholiken die Möglichkeit bot, innerhalb der erlebten Fremde eine religiöse und kulturelle Heimat zu finden. Die Ausbildung quasi-familiärer Bindungen innerhalb der Gemeinden stärkte den Zusammenhalt nach Innen und förderte die Abgrenzung gegenüber der übrigen Gesellschaft. Rückblickend ist beachtenswert, dass es innerhalb einer Generation gelang, die verschiedenen Glaubenspraxiserfahrungen so weit zu nivellieren, dass sich in Sachsen und Ostdeutschland ein Katholizismus etablieren konnte, der eigene Kennzeichen ausprägte. Die für den Katholizismus in Sachsen bis dahin kaum ausgeprägte Form der Wallfahrten gehört ebenso dazu wie eine der multiplen Diaspora entspringenden Vertiefung der Ökumene. Hierbei dürften zwei Nachkriegsphänomene ausschlaggebend gewesen sein. Zum einen forderte die Auseinandersetzung mit der zunehmend antikirchlich eingestellten Staatsmacht eine gegenseitige Ab-

stimmung. Dies gelang nur begrenzt, wie etwa das unterschiedliche konfessionelle Verhalten in der Frage des Umgangs mit christlichen Jugendweiheteilnehmer/-innen zeigt. Auch im Alltag wichen gegenseitige Vorurteile und Ablehnungsmechanismen erst allmählich einem die Konfessionen verbindenden Bekenntnis gegenüber einer zunehmend sich selbst als religionslos definierenden Gesellschaft. Bereits in der Nachkriegszeit war daher eine pragmatische Entwicklung von hohem Wert: Für den enormen Zuwachs katholischer Gemeinden standen nicht ausreichend Gottesdiensträume zur Verfügung. Neben Wohnungen von Pfarrern, Gaststättenräumen und Lagerhallen waren es vor allem protestantische Gotteshäuser, die vielfach zur Verfügung gestellt wurden. „Im Bistum Meißen wurde noch 1953 in 589 nichtkatholischen Kirchen katholischer Gottesdienst gehalten. Lediglich an 27 Orten konnten eigene Gottesdiensträume eingerichtet werden.“⁶ Jene „Ökumene des Lebens“ wurde damit zum Grundstein einer langfristigen Kooperation beider Kirchen in der zunehmend säkularisierten und kirchenfeindlichen Gesellschaft der DDR.

Einen für den Katholizismus nicht zu unterschätzenden Einfluss hatte die innerdeutsche Binnenmigration, die erst mit dem Mauerbau weitgehend unterbunden wurde. Die zwischenzeitliche Verdreifachung der Katholiken auf dem Gebiet der SBZ/DDR und die parallele Abwanderung zahlreicher Getaufte führten zu einer Fluktuation, die zur Belastungsprobe für die katholische Kirche wurde. Denn gerade die Abwanderung „der aktivsten Gemeindemitglieder riss oftmals empfindliche Lücken in die noch entstehenden jungen Diasporagemeinden.“⁷ Entsprechend mussten sich die Gemeinden immer wieder neu formieren, noch bevor eine ausreichende Stabilisierung der ohnehin durcheinandergeworfenen seelsorglichen Strukturen erreicht war. Der Erfurter Fundamentaltheologe und Religionswissenschaftler Michael Gabel konstatierte, dass der „Charakter des Fremden an abgrenzender Schärfe gewinnt“ und man dadurch zur Entscheidung gezwungen wurde. „Entweder vertritt man aus einer starken Binnenorientierung heraus den Minderheitenstatus vor der Mehrheit, oder man sucht den Konflikten auszuweichen, oder man gibt die Minderheitenposition auf.“⁸

Auch der zunehmende staatliche Druck auf die Getauften führte zur Distanzierung von Gläubigen gegenüber ihren Gemeinden und der Kirche. Attentismus und Fragilität wurden damit zu Kennzeichen des Katholizismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Andererseits entstand dadurch eine personelle Vernetzung mit den Bistümern in den anderen Besatzungszonen. Dies ermöglichte einen ideellen wie auch materiellen Austausch über die Grenzen der Sowjetischen Besatzungszone hinweg.

Mit der zunehmenden Beheimatung der Vertriebenen veränderte sich auch das Selbstverständnis des Katholizismus in Sachsen. In den 1960er Jahren vermischten sich gesellschaftliche, politische und kirchliche Entwicklungen zu einem Konglomerat, die auch die Suche nach dem Ort der katholischen Kirche in der DDR aktualisierten. Die konziliaren Prozesse der „Präsenz des Christen in der Welt“ oder „Weltdienst des Christen“ wurden gebräuchliche bischöfliche Sprachwendungen. Trotzdem blieb der Katholizismus in Sachsen bis zur Friedlichen Revolution 1989 eine weitgehend binnenkirchlich fixierte

Gemeinschaft. Sie setzte sich mehrheitlich aus Gemeindemitgliedern zusammen, die sich bewusst für eine Zugehörigkeit zum Katholizismus unter Inkaufnahme möglicher gesellschaftlicher Benachteiligung entschieden. Zugleich bildete der Katholizismus in Sachsen mit seinen Gemeinden jenen Ort der Beheimatung, der sich zugleich als Freiraum qualifizierte. Erst die Erfahrungen der Jahre 1989/90 brachten hierfür eine Veränderung.

Die Geschichte des Katholizismus in Sachsen in den letzten zwei Jahrhunderten bleibt rückblickend die Erfahrung einer sich dynamisch verändernden Diasporakirche. Obwohl der Katholizismus nach der Reformation in Sachsen noch verhältnismäßig jung ist, transportierten die ursprünglich außerhalb Sachsens lebenden Gläubigen ihre Glaubenspraxis und religiöse Prägung. Stetig erhalten blieb in allen Veränderungsprozessen die Erfahrung der Diaspora. Sie wird auch die Herausforderung für die Kirche des 21. Jahrhunderts bleiben. Dabei bleibt zu hoffen, dass die katholische Kirche den Weg inmitten der mitteldeutschen Gesellschaft unbeirrt fortsetzt und ihre Migrations- und Minderheitserfahrung mit ihrer generationenübergreifenden Einwurzelung als missionarische Sendung begreift, die gerade aufgrund der künftigen Migrations- und Integrationsdebatten einen wertvollen Schatz darstellen können. In dieser Sendung ist die Kirche ganz bei ihrem Haupt, Jesus Christus, der immer schon bei den Menschen unserer Gesellschaft ist. „Vielleicht erweist sich an dieser Stelle, dass die ambivalente Entwicklung der katholischen Kirche im Osten Deutschlands zwischen Bleiben und Gehen am Ende doch der Weg ihrer Sendung zu den Menschen ist. Dann wäre die Antwort auf die Frage nach dem, wo sie die Quelle ihrer Lebens- und Zeugniskraft finden kann, ihre Geschichte und ihre Stellung in diesem Land.“⁹

Thomas Arnold

¹ BENJAMIN GALLIN: Die Leipziger Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, in: Enno Bünz / Armin Kohnle (Hrsg.): Das religiöse Leipzig. Stadt und Glauben vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, 6). Leipzig 2013, 331.

² BIRGIT MITZSCHERLICH: Diktatur und Diaspora. Das Bistum Meißen 1932–1951 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 101). Paderborn, Leipzig 2005, 44.

³ A. a. O., 71.

⁴ A. a. O., 72.

⁵ ULRIKE WINTERSTEIN: Vertriebener Klerus in Sachsen 1945–1955 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 118). Paderborn, Leipzig 2010, 57.

⁶ A. a. O., 157.

⁷ A. a. O., 156.

⁸ MICHAEL GABEL: Migrante Minderheit. Katholiken in Ostdeutschland, in: Johanna Rahner / Mirjam Schambeck (Hgg.): Zwischen Integration und Ausgrenzung: Migration, religiöse Identität(en) und Bildung – theologisch reflektiert. Berlin 2011, 55.

⁹ A. a. O., 59f.